

Prolog

Unterwasser malt das Sonnenlicht Muster auf den Meeresboden. Wellen aus Licht gleiten schwerelos über Sand, Muscheln und Seegras. Über meine ausgestreckten Hände.

Hier unten ist es still. Friedlich.

Die Schönheit scheint grenzenlos.

Wenn man sich auf den Rücken dreht, sieht man die glitzernde Wasseroberfläche, wie sie funkelt, als bestünde sie aus tausend Edelsteinen.

Ein Piratenschatz, eingefangen im Licht.

Als Kind wollte ich zur See fahren. Abenteuer erleben. Die Freiheit des Ozeans atmen. Doch damals wusste ich noch nicht, wie gefährlich das Meer wirklich ist.

Meine Mutter warnte mich oft, dem Wasser nicht zu nahe zu kommen. Aber ich verstand ihre Angst erst, als ich den leblosen Körper meines Bruders zwischen den Wellen treiben sah. Die Schönheit des Lichts hatte ihn getäuscht.

Verloren in der Magie des flimmernden Meeresbodens, hatte er wohl vergessen zu atmen.

1. Kapitel

Damals war ich elf Jahre alt. Der Ozean war ein Teil von mir und ich ein Teil von ihm. Bis zu diesem Tag badete ich fast täglich im Meer, liebte das Gefühl der Schwerelosigkeit meines Körpers im unendlichen Blau.

Für mein Alter war ich ein hervorragender Schwimmer und ein noch besserer Taucher. Ich konnte ewig die Luft anhalten und hatte keine Angst vor der Tiefe.

Doch der Tod meines Bruders veränderte alles.

Er veränderte das Blau.

Was zuvor wunderschön, voller Licht und Wärme war, veränderte sich. Es wurde dunkel, kalt und mörderisch.

Meine Eltern erholten sich nie ganz von dem Verlust, und auch ich trug schwer an der Schuld.

Dabei konnte ich nichts dafür.

Er war sieben Jahre älter als ich und sturzbetrunken, als er mitten in der Nacht vom Landungssteg fiel und ertrank. Man fand ihn erst am nächsten Morgen.

Ich war es, der ihn entdeckte.

Es war seltsam, jemanden, den man immer für stärker, klüger und wichtiger hielt als sich selbst, plötzlich so hilflos zu sehen. Es machte mir Angst. Unbeschreibliche Angst. Und mit dieser Angst musste ich von nun an leben.

Seit diesem Tag setzte ich keinen Fuß mehr in das mörderische Blau. Die Tatsache, dass ich auf einer Insel aufwuchs, machte die Sache nicht unbedingt einfacher, denn das Wasser war hier allgegenwärtig.

Die Insel, auf der wir lebten, war klein. Neben der winzigen Hauptstadt gab es nur wenige, noch winzigere Dörfer. Unser Leben verlief ruhig, gestört nur von Schiffen, die gelegentlich anlegten, um Obst, Gemüse, Hühner oder Ziegen zu kaufen. Welche Schiffe kamen, konnten wir uns nicht aussuchen: Mal waren es Handelsschiffe, mal Piraten. Letztere ließen uns meist in Ruhe, denn zu plündern gab es wenig. Die Schiffe brachten fremdländische Waren, neue Geschichten und etwas Abwechslung in unser abgeschiedenes Leben.

Wenn eines einlief, das noch niemand zuvor gesehen hatte, rannte ich, wie viele andere junge Männer, zum Pier. Die Erzählungen über Piraten, die Kinder und Jugendliche verschleppten, hatten auch uns erreicht. Darum hielten wir es für das Beste, Fremde mit den kräftigsten und wehrhaftesten Männern der Insel zu empfangen.

Doch bisher war es zu keinem Raubzug gekommen, den wir hätten verhindern müssen, worüber ich mehr als froh war.

Heute war wieder einer dieser Tage. Ein unbekanntes Schiff näherte sich unserem Hafen.

Das Signalhorn der Hafenwache ertönte. Dumpf und drängend. Ich griff nach meinem rostigen Speer, den mir einst ein Seemann überlassen hatte. Es war die einzige Waffe, die ich besaß. Aber besser als nichts.

Gott sei Dank hatte ich ihn noch nie benutzen müssen. Der Gedanke, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen, war mir zutiefst zuwider.

Natürlich, wenn es um den Schutz meiner Familie ginge, würde ich nicht zögern. Doch ich zog es vor, Menschen zu helfen, statt ihnen Leid zuzufügen. Ich war kein Kämpfer.

Mein Geld verdiente ich als Lehrer an der kleinen Schule am Marktplatz. Ich brachte den Kindern hier auf der Insel alles bei, was ich wusste: Lesen, schreiben, rechnen. Wie man Landkarten las und wie man Obst und Gemüse pflanzte.

Mein Gehalt war knapp bemessen, doch der Beruf erfüllte mich. Er gab mir das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Eine Familie würde ich damit zwar nicht ernähren können, aber das musste ich auch nicht. Im Moment lebte ich ohnehin noch bei meinen Eltern. Eine Freundin oder gar eine Verlobte hatte ich nicht.

Es war nicht so, dass es an Interesse gefehlt hätte, im Gegenteil: Die Frauen waren mir nicht abgeneigt. Vor allem meine beiden Kolleginnen hatten mir mehr als einmal schöne Augen gemacht. Sie waren jung, freundlich und hübsch. Ich hätte mich glücklich schätzen müssen.

Mit einer von ihnen hatte ich es versucht. Wir machten einen Spaziergang, redeten viel, lachten viel ... es war ein schöner Tag. Doch als ich sie küsste, und meine Hand unter ihren Rock glitt, überkam mich plötzlich Panik. Etwas in mir verkrampfte sich. Es fühlte sich falsch an.

Ihr enttäuschtes Gesicht zu sehen, als ich sie zurückwies, war schwer zu ertragen. Aber schlimmer wäre es gewesen, ihr weiter Hoffnungen zu machen. Denn tief in mir wusste ich, dass ich nicht in der Lage sein würde, ihr das zu geben, was sie suchte. Auch wenn ich es an diesem Tag noch nicht verstand.

Wir sprachen danach kein Wort mehr miteinander. Es war, als hätte der Abend zwischen uns eine unsichtbare Mauer errichtet. Erst Monate später, als sie einen neuen Verehrer fand, einen, der sie aufrichtig wollte, grüßte sie mich wieder, wenn wir uns über den Weg liefen. Freundlich, aber distanziert.

Je älter ich wurde, desto mehr fand ich mich damit ab, dass so etwas wie romantische Liebe für mich nicht existierte. Ohnehin war Liebe doch eher Frauensache.

»Johannes, was stehst du hier noch herum? Die anderen Männer sind schon am Hafen!« Die Stimme meiner Mutter riss mich aus meinen Gedanken, und ich zuckte zusammen. Mit gerunzelter Stirn stand sie in der Tür. Ich wollte mich rasch an ihr vorbeidrängen, doch sie hielt mich am Arm zurück. »Bitte sieh später im Gasthaus nach dem Rechten. Ich fühle mich sicherer, wenn du in Marleens

Nähe bist. Heute ist ohnehin keine Schule. Du hast also Zeit.«

Ich nickte bereitwillig, und sie klopfte mir mit einem kleinen Lächeln auf die Schulter. »Du bist ein guter Junge, Jo.«

Das war ich. Ein guter Junge. Stets darauf bedacht, es allen, die ich liebte, recht zu machen.

Früher hatte das mein Bruder übernommen. Nun war ich für das Glück meiner Familie verantwortlich.

Sie hatten schließlich nur noch einen Sohn.

2. Kapitel

Am Hafen herrschte geschäftiges Treiben. Weiter draußen, wo das Wasser tiefer wurde, lag ein einzelnes Schiff vor Anker. Es war nicht besonders groß. Ich schätzte die Besatzung auf etwa zwanzig Mann. Gerade wurde ein Beiboot zu Wasser gelassen. Doch etwas war seltsam.

Normalerweise waren solche Ankünfte laut. Voller Stimmen, Gelächter und Trubel.

Diesmal jedoch: Schweigen. Kein Rufen, kein Fluchen, kein Grölen. Die Männer an Bord verhielten sich auffällig still. Im Beiboot saßen ungefähr fünf Personen, die hastig ruderten, fast gehetzt. Einer von ihnen winkte heftig und rief etwas, aber der Wind trug seine Worte davon.

Neben mir trat mein Nachbar Aron einen Schritt vor und verzog das Gesicht.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, brummte er, und ich nickte stumm. Meine Finger umklammerten den Speer, bereit, mich und meine Leute zu verteidigen. Ein ungutes Gefühl breitete sich in mir aus, langsam, aber hartnäckig. »Verstehst du, was er ruft?«, fragte ich meinen Nachbarn. Er schüttelte nur den Kopf. Doch als das Beiboot näher kam, regte sich Unruhe in der Menge.

Die Worte des Mannes wurden endlich verständlich: »Hilfe! Wir brauchen einen Arzt! Schnell!«

Auf unserer Insel gab es nur einen einzigen Arzt.

Aron neben mir versteifte sich, gerade als ich im Boot einen reglosen Körper erkannte. Es war ein Mann, ich schätzte ihn auf Mitte zwanzig. Also in meinem Alter.

Obwohl die Sonne heiß auf uns herunterbrannte, lag er in mehrere Decken gehüllt.

»Was hat er?«, fragte Aron scharf und verschränkte die Arme. »Wenn er krank ist, könnt ihr gleich wieder abdrehen. Wir holen uns keine Seuche auf die Insel.«

Zustimmendes Gemurmeln ging durch die Reihen der Männer. Die Stimmung kippte spürbar.

»Nein, er ist nicht krank. Er ist schwer verletzt. Wir brauchen Hilfe. Wenn niemand eingreift, wird er sterben.« Der Sprecher war jung, aber abgekämpft. Man sah ihm die Nächte auf See an.

»Ich bin Selvir, Vizekapitän der wilden Berta. Das ist unser Käpt'n. Bitte, lasst ihn nicht sterben. Habt Erbarmen und schickt uns einen Arzt!«

Das Gemurmeln wurde lauter, mischte sich mit Missetrauen und Grollen.

»Ihr seid Piraten, oder?«, stellte Aron kühl fest.

Selvir schluckte und nickte kaum merklich.

»Ja«, sagte eine zweite Stimme. Hell, klar, unverkennbar weiblich. Ich riss überrascht die Augen auf.

»Ihr habt eine Frau an Bord?« Aron schien sichtlich irritiert.

»Hast du ein Problem damit?«, erwiderte sie schnippisch und hob eine dunkle Braue. Mit selbstbewussten

Schritten trat sie an den Bug des Beiboots. Sie trug Männerkleidung. Weites Hemd, Lederweste, fest geschnürte Stiefel. Ihr lockiges, dunkles Haar war kurz geschnitten, kaum kinnlang. »Lasst uns anlegen und helft uns! Wir werden euch fürstlich entlohnen.«

Sie zog eine Goldmünze aus der Tasche und warf sie Aron zu. Er fing sie instinktiv und starrte sie einen Moment lang an, als hätte er noch nie echtes Gold gesehen. Unschlüssig ließ er die Münze durch seine Finger gleiten. Man konnte ihm ansehen, wie es in ihm arbeitete. Gier, Misstrauen, beides rang miteinander.

»Einer mehr oder weniger von euch macht keinen Unterschied«, knurrte er schließlich. »Warum sollten wir Piraten helfen? Ihr stehlt, verletzt, mordet. Vielleicht wäre es besser, wenn er einfach verreckt.« Er spuckte auf die dunkelbraunen Bretter des Stegs. Hinter ihm brach zustimmendes Grölen aus.

Die Menge war aufgewühlt. Bereit, das Urteil zu vollstrecken, noch bevor es gesprochen war.

Ich drängte mich nach vorn und warf einen Blick ins Beiboot. Der Verletzte lag still, die Augen geschlossen, die Stirn schweißnass. Seine dunkle Haut glänzte fiebrig im Sonnenlicht. Warum ich es tat, begriff ich erst viel später. In jenem Moment konnte ich mir mein eigenes Handeln nicht erklären.

»Ich nehme ihn mit ins Gasthaus«, sagte ich laut. Meine Stimme klang fester, als ich mich fühlte. »Für den

Arzt scheint ihr ja genug Geld zu haben. Ich kann nichts versprechen, aber ich werde sehen, was ich tun kann.«

Ein Ruck ging durch die Menge. Das Gemurmel verstummte. Aron starrte mich an, als hätte ich ihm ins Gesicht geschlagen.

»Was zur Hölle tust du da?«, zischte er, die Wut in seiner Stimme war deutlich zu hören. Ich antwortete nicht, sondern drückte ihm meinen Speer in die Hand. Etwas in mir hatte die Entscheidung längst getroffen.

Selvirs Schultern sanken ein Stück. Erleichterung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Man warf mir das Tau zu, und ich befestigte es unter den strafenden Blicken meiner Nachbarn, deren Schweigen schwerer wog als jedes Wort. Die Frau sprang vom Beiboot auf den Steg. Während ihre Kameraden an Bord zurückblieben und die Trage vorsichtig über den Rand des kleinen Schiffes hoben, beugten wir uns vom Steg aus vor, um zu helfen. Der Verletzte war mit Seilen auf einer einfachen Bahre fixiert. Kaum gesichert, aber gerade stabil genug. Ich griff nach der Vorderseite der Trage, die Frau nach der Hinterseite, und gemeinsam zogen wir ihn über das schwankende Boot hinweg an Land.

Ein Raunen ging durch die Menge, doch ich ließ mich nicht beirren. Das war nicht meine Art.

Ein wenig rechnete ich damit, dass Aron und die anderen mich aufhalten würden. Dass sie nicht zuließen, dass ich ihm half.

Aber unser Städtchen hatte ein seltsames, tief sitzendes Problem, welches sich schon über Generationen hinweg durchzog: Im Grunde ihres Herzens waren es gute Menschen. Wenn jemand Hilfe brauchte, dann bekam er sie auch. Sie ließen mich gewähren.

Als wir durch die Tür des Gasthauses traten, kam mir meine Schwester Marleen schon entgegen. Ihr freudiger Ausdruck gefror augenblicklich, als sie sah, dass ich nicht allein war. Ihre grünen Augen weiteten sich.

»Johannes, was ...?«

»Hol den Arzt. Schnell!«, keuchte ich unter der Last des Fremden. Der Wirt trat aus dem Schankraum und zog missbilligend die Brauen zusammen. »Was soll das werden, Junge? Wir sind ein Gasthaus, kein Lazarett.«

Schweißperlen rannen mir über die Schläfe und tropften auf mein Hemd. »Ich weiß. Aber er ist ein Gast und er braucht ein Zimmer. Du wirst ihn doch nicht abweisen?«

Der Wirt öffnete den Mund, schloss ihn wieder, schnaubte leise und seufzte schließlich. Ich kannte ihn, seit ich ein Kind war. Er wirkte gern grimmig, aber im Grunde konnte er mir nie etwas abschlagen. Mit einem knappen Fingerzeig deutete er auf die Treppe, die zu den Gästezimmern führte. »Drittes von rechts.«

Ich nickte ihm dankbar zu und bedeutete der Piratin, mir zu folgen. Gemeinsam trugen wir den Verletzten die knarrenden Stufen hinauf. Er stöhnte leise, das erste Lebenszeichen, das ich von ihm vernahm. Ich betete, dass an seinen Händen nicht das Blut Unschuldiger klebte.

Ein Teil von mir zweifelte. War es richtig, ihm zu helfen? Was, wenn er ein Mörder war und ich ihm das Leben rettete, nur damit er wieder tötete? Wäre ich dann nicht mitschuldig? Ein Mittäter?

Ich war so sehr in Gedanken versunken, dass ich die letzte Stufe übersah und stolperte. Die Trage rutschte zur Seite, der Körper des Mannes glitt bedrohlich schräg, doch die Piratin reagierte blitzschnell. Sie packte fester zu. Ein Fuß schoss vor, um das Gleichgewicht zu halten. Gemeinsam fingen wir ihn ab und stemmten ihn wieder hoch. Mein Herz hämmerte in meiner Brust. Für einen Moment hatte ich geglaubt, ihn fallen zu lassen, dass er auf die harten Dielen stürzte und alles umsonst gewesen wäre. Ich schluckte schwer.

»Wenn du ihn umbringen willst, hättest du ihn gleich im Boot lassen können«, sagte sie schneidend, ohne mich anzusehen.

Ich antwortete nicht. Dann erreichten wir das Zimmer. Ich drückte mit dem Ellenbogen die Tür auf, trat zur Seite und ließ sie aufschwingen.

Der Raum war schlicht: ein Holzbett mit Strohlager, ein wackeliger Tisch, ein Fenster, das auf den Hafen hinausging. Grelles Sonnenlicht fiel auf das weiße Laken.

Vorsichtig setzten wir ihn ab. Der Mann stöhnte leise. Immerhin schien er noch zu leben.

Die Fremde löste die Seile, mit denen er auf der Trage fixiert war, und warf mir einen knappen Blick zu.

»Los, hilf mir. Ich schaff das nicht allein.«

Ohne zu zögern, ging ich in die Hocke und griff ihn unter den Armen. Seine Haut glühte, Schweiß lief ihm in Strömen über Gesicht und Hals. Das Fieber war hoch. Mit vereinten Kräften hoben wir ihn aufs Bett.

»Wir müssen das Fieber senken«, murmelte ich und wollte gerade beginnen, ihn aus den Decken zu wickeln, als sie meine Hand packte. »Nein. Warte!«

Überrascht blickte ich auf. Ihr Griff war fest. Plötzlich stieg eine dunkle Ahnung in mir auf, ein Knoten legte sich in meinen Magen. Ich schluckte. Innerlich schickte ich ein Stoßgebet zum Himmel, dass ich mich irrte.

Unsere Blicke trafen sich. In ihren blauen Augen sah ich keine Entschlossenheit mehr. Nur noch Angst.

»Scheiße«, entfuhr es mir kaum hörbar. Panik schoss mir heiß durch die Glieder, und ohne weiter zu zögern, riss ich die Decke weg. Die Piratin seufzte leise. Vielleicht aus Erschöpfung, vielleicht aus Resignation, doch sie hielt mich nicht auf.

Was sich unter dem Stoff offenbarte, ließ mir den Atem stocken: Seine Haut war übersät mit geschwollenen, schwarzen Flecken. Wulstige Geschwüre, die sich wie Brandmale über Brust und Schultern zogen. Einige nässteten, andere wirkten wie verkohlt, mitten in der Entzündung tiefschwarz. Ein stechender, fauliger Geruch stieg mir in die Nase. Entsetzt trat ich einen Schritt zurück und musste würgen.

Hier auf der Insel waren wir bislang von schweren Krankheiten verschont geblieben. Keine Seuche, keine fremden Fieber hatten es über das Meer geschafft.

Aber das hier ... Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen: Damit war es nun vorbei.

Und es war meine Schuld.

Plötzlich spürte ich etwas Kaltes in meinem Nacken. Eine Klinge.

»Wenn du jetzt schreist, bringe ich dich um. Und deine Schwester werfe ich unseren Männern zum Fraß vor!«

Meine Kehle zog sich zusammen, mein Herz pochte bis in die Schläfen. Ich zwang mich, ruhig zu bleiben.

»Sie ist nicht meine Schwester«, zischte ich, in der Hoffnung, sie so zu schützen.

»Ach ja?« Ihre Stimme klang amüsiert. »Das glaube ich dir nicht. Ihr seht euch ähnlich. Außerdem ... ich erkenne Geschwister, wenn ich sie sehe. Ich hatte zwölf.«

Ich schwieg und biss wütend die Zähne zusammen.

Wie hatte ich nur so dumm sein können? Piraten war nicht zu trauen. Das wusste doch jeder ... Und trotzdem hatte ich mich blenden lassen und nun war es zu spät. Nicht nur mich hatte ich in Gefahr gebracht, sondern die ganze Insel. Was auch immer dieser Mann in sich trug, es war tödlich. Und sie wussten es. Sie wussten es ganz genau. Sie hatten gelogen, weil sie wussten, dass niemand einem Kranken mit einer ansteckenden Seuche geholfen hätte. Also taten sie, was Piraten eben tun: Sie täuschten, tricks-ten und nun saß ich in der Falle.